

Von der Netzschkauer Ortschronik

Jugenderinnerungen an Netzschkau um das Jahr 1870

Festgehalten von Edmund Petersen

Vorwort:

Edmund Petersen, geboren am 29. Oktober 1861, schrieb im Alter von ca. 70 Jahren seine Kindheitserinnerungen über Netzschkau nieder. Nach einer Ausbildung als Lehrer in Plauen war er anschließend an verschiedenen Schulen in Reichenbach tätig.

Sein Vater Hans Petersen, gebürtig in Dänemark (11. April 1823 – 07. März 1868) und seine Mutter Karoline Petersen geb. Uebel (08. Juli 1826 – 28. Juli 1865) sind früh verstorben.

Als waise kam Edmund Petersen ab 1868 zu Pflegeeltern. Die ersten Monate zu seiner Tante Caroline verw. Uebel (gest. 1875), der Mutter der Fabrikanten Gebr. Uebel. Anschließend, von 1868-69 zur Familie Wießner und von 1869 – Ostern 1875 zu seinem Onkel, dem Weber Friedrich Wilhelm Jugel und dessen Frau Wilhelmine Jugel geb. Uebel.

Manche Erinnerungen mögen belanglos erscheinen, spiegeln aber die schwierigen Lebensumstände jener Zeit wieder.

Erklärende Einfügungen sind an der kursiven Schrift zu erkennen.

B. Scholz

Schulzeit

1. Volksschule in Netzschkau 1868 – 1875

Einige Wochen nach dem Tod meines Vaters kam ich in die Schule. Ein gemeinsames Schulhaus gab es damals in Netzschkau noch nicht; die 10 Klassen waren auf fünf Häuser verteilt. Ich trat in die 6. Knabenklasse im Hause des Fabrikbesitzers L.F. Sonntag ein und erhielt vom Klassenlehrer Herrn Schaller ein Stück Stollen und zwei Eier, von Großmutter Uebel gestiftet.

5. Klasse Herr Lehrer Schaller, später Herr Plietz

4. Klasse Herr Plietz (Rathaus)

3. Klasse Herr Schaller, sg. Herr Essbach

2. Klasse Herr Cantor Wolf

1. Klasse Herr Cantor Wolf (gest. 1890)

Im Jahre 1870 Einzug in das neue Schulhaus neben der Kirche, Schulfest, Ausbruch des Krieges mit Frankreich, nach dem Friedensfest nochmals Schulfest.

Schon im ersten Schuljahr wurde ich angehalten, Spulen zu lernen und als ich es ziemlich konnte war meine schöne Zeit bei der Frau Uebel zu Ende.

Witwe Wießner, eine Handelsfrau mit drei Söhnen, nahm mich zu sich, um einen Spuler und Hausjungen zu haben. Ein Jahr musste ich bei den drei Webern aushalten, worauf ich dann zu meiner Tante Jugel kam, bei der es zwar sehr armselig zugeing, aber alle waren gut mit mir und es gab keinen Unterschied. Die ersten Jahre wurde ich zu Webersleuten geschickt, um zu Spulen, die letzten Schuljahre brauchte man mich zu Hause zu gleichen Diensten. Nur der Sonntagnachmittag war frei, sonst hieß es immer antreten von früh bis abends, auch in den Ferien, im Winter manchmal abends bis 10 oder 11 Uhr. Anfangs verkehrte ich meist mit meinem Cousin August Beckmann, die letzten zwei Schuljahre mit Oskar Müller (gest. 1935), Edmund Albert, Richard Ascher (gest. 1933) und Richard Eckardt (gest. 1881).

Zu Weihnachten ging es immer recht mager und still im Hause zu, kein Tannenbaum strahlte, kein Leuchter brannte, wenig waren die Gaben. Doch erhielt ich jedes Jahr vom Frauenverein ein Geschenk, meistens ein Paar warme Schuhe oder ein Hemd. Zweimal wurde ich von Herrn W. Uebel reichlich beschert, auch von dessen Bruder Louis wurde ich öfters mit Kleidung bedacht. In der Schule hielt ich mich wacker, ohne kleine Dummheiten ging es auch nicht ab, doch wurde ich trotzdem von Herr Kantor Wolf und den Herren Gebr. Uebel für das Seminar empfohlen. Meine Herren Vettern waren dazu bereit und da ich schon mit neun Jahren in die Oberklasse gekommen war, wurde ich sogar ein Jahr früher entlassen und konfirmiert.

Im Lehrerseminar zu Plauen i.V. 1875 – 1881.

Mit den Schulkameraden August Beckmann und Edmund Bauer aus Netzschkau ging es zur Aufnahmeprüfung und wir bestanden, o.h. alle anderen auch, aber sechs mussten bereits zu Pfingsten auf Anraten des Lehrerkollegiums wieder abgehen, einige andere folgten später nach, wofür denn auch wieder andere eintraten. Ein jeder erhielt Schrank und Schlafstätte angewiesen, sorgende Mütter richteten die Betten vor; auch ich legte ein Bettuch und ein Kopfkissen auf, aber womit sollte ich mich in der Nacht zudecken? Zum Glück erhielt ich am Abend von Frau Uebel ein Federbett zugestellt. Bereits um 5 Uhr früh weckte uns die Seminarglocke, ½ 6 ging es zum Kaffee, und um 6 Uhr folgte der Unterricht der meistens von 6–11 Uhr und nachmittags von 2–5 Uhr dauerte, von 12–2 Uhr, abends von 5–7 Uhr konnten wir ausgehen, falls nicht Klavierübungen angesetzt waren. Abends, 9 Uhr, nach einer Andacht in der Aula, ging es zur Ruhe.

Das erste Seminarjahr war in verschiedener Beziehung für mich recht schwer. Das 8. Schuljahr der Volksschule, das man mir geschenkt hatte, war nachzuholen, in Musik fehlte etwas Vorbildung.

Dazu hatte ich keine Heimat, sodass ich die Ferien im Seminar verleben musste. Nach Verheiratung meiner Schwester Lina konnte ich mich dann meistens bei dieser aufhalten. Die letzten Osterferien erlebte ich bei meinem Klassenbruder Möckel in Rodersdorf (er stürzte sich 1885 in seinem Schulorte Dröda, infolge eines Brandunglückes, bei dem die Kirche und zwei Bauerngüter niederbrannten aus Verzweiflung in einen Teich). Die Michaelisferien verbrachte ich bei einem Gymnasialfreund in der Pfarre zu Ebersgrün bei Pausa.

Für alle Seminarkosten kamen die Herren Gebr. Uebel auf, denen ich alle Zeit in Liebe und Dankbarkeit gedenken werde. Auch meines Herrn Vormundes Anton Popp und seiner Gemahlin sei an dieser Stelle ehrend gedacht, da sie mich während der letzten fünf Seminarjahre fleißig zu Mittag zu Gaste luden. – Das letzte Jahr wohnte ich außerhalb des Seminars mit Louis Veltin aus Strassberg zusammen bei Tischler Herrn Sammler.

Erwähnen will ich noch kurz die einzige Wanderung im Jahr 1876 mit Franz Floß, meinem Cousin, nach Gera. Dieser besuchte seit 1876 ebenfalls das Seminar, war wie ich elterliche Waise und erfreute sich gleichfalls der Gunst und Unterstützung der Herren Geb. Uebel, besonders des Herrn Louis Uebel.

Am 1. März 1881 begannen die Abgangsprüfungen, die wir alle bis auf zwei bestanden.

Am 8. April wurden wir feierlich entlassen und zur Annahme von Hilfslehrerstellen in alle Richtungen in Windrose zerstreut, nur Herr Schmidt blieb in Plauen. R. Badstübner, R. Falk und mich führte das Schicksal nach Reichenbach i.V., wo wir sitzen geblieben sind.

Aus meiner ersten Kindheit

Während so manche Ereignisse meines Lebens dem Gedächtnisse entschwunden sind, erinnere ich mich noch lebhaft an einige, die mir damals wohl nicht so schwer erschienen, die aber später um so bedeutsamer für mich wurden.

Es war im Jahre 1865. Wir wohnten damals am Markte neben dem Rathause (*alter Ratskeller mitten auf dem Markt*) in dem Hause des Tischlers Herrn Löscher – beide Gebäude wurden bei dem großen Brande in Netzschkau (1887) Opfer des Feuers – und zwar eine Treppe hoch. Da rief man mich in die Schlafstube an das Krankenbett meiner Mutter, an dem einige Nachbarsfrauen standen, und diese reichte mir unter Tränen die Hand mit den Worten: „Mein lieber, kleiner Edmund, ich muss sterben“. Der Tod muss sie auch bald darauf von ihrem Leiden erlöst haben und ich entsinne mich noch, wie wir, mein Vater mich und meinen älteren Bruder Otto je an einer Hand haltend, sie zu Grabe geleiteten.

Einige Zeit darauf siedelten wir – das Hascher'sche Haus hatte der Klempner Franz Baumann, der

Schwiegervater meiner Cousine Marie Uebel, gekauft – in das Haus des Webermeisters Ferdinand Popp an der späteren Schlosstrasse über, wo wir die Stube bezogen, in der einst mein Vater als Schneider sein Meisterstück gemacht hatte. Hier erhielten wir Kinder in der Nachbarstocher Magdalene Mädler eine neue Mutter. Wann genau weiß ich nicht mehr, aber an die Hochzeit kann ich mich erinnern. Sehr glücklich scheint diese Ehe meines Vaters nicht gewesen zu sein, was ich selbst schon gefühlt habe, obgleich ich es besser gehabt haben soll als meine beiden älteren Geschwister. Otto spulte im Hause bei Pappes, Lina bei dem Weber Anton Popp, zu dem sie bald darauf ganz zog und nicht wieder in das elterliche Haus zurückkehrte.

Im Cholerajahre 186x hieß es eines Tages: Bei Horlbeck's auf dem Markte ist die Cholera. Sofort lief ich von zu Hause fort, fand aber bei Horlbeck's den Laden geschlossen, so dass ich nach meiner Heimkehr vorwurfsvoll zu den Meinen sagte: Es ist gar nichts mehr; ich habe keine gesehen; bei Horlbeck's war der Laden zu.

Mein Vater besuchte manchmal in Netzschkau die Herberge am Markte, die sein Schwager Beckmann bewirtschaftete und dessen Sohn August mein Spielkamerad war. Stellte ich mich da einmal mit ein, so hieß es öfters von einem der Bürger: Kleiner Dän, sing einmal, kriegst auch an Pfäng“. Worauf ich in meiner kindlichen Einfalt losschmettete: „Schleswig Holstein, ..., jagt die Dänen aus dem Land“.

Als ich im Jahre 1881 in Reichenbach bei einem Lokomotivenführer eine Fotografie mit einer Menge Lokomotiven sah, erinnerte ich mich, wie ich 1866 oft mit an die Eisenbahn gerannt bin, wenn es hieß: Lokomotiven kommen. Es waren gegen 80 Lokomotiven, die vor den Preußen nach Bayern in Sicherheit gebracht wurden. An jedem Zuge waren 2-3, einmal kam eine geringe Menge, immer eine nach der andern. Als dann die Preußen wirklich anrückten, es waren norddeutsche Verbündete derselben, lief Groß und Klein ihnen entgegen. Große Jungen machten sich bald an die Feinde heran und nahmen hilfsbereit den ermatteten Soldaten die Flinten ab, wofür mancher einen preußischen Dreier erhielt, den er dann mit Stolz den Anderen zeigte. Eine Kompanie kam nach Netzschkau ins Quartier, zu uns ins Haus ein Mecklenburger, auch zu Kantor Holzmüller einer. Am nächsten Tage stellten sie im Schlosshofe zum Abmarsch wo es mehr Zuschauer als Soldaten gab, ich mitten unter ihnen und bis Lauschrün lief ich mit.



Ein Teil des Schlosskomplexes, nachempfunden für das Jahr 1795, gezeichnet von Winfried Burkhardt.

Um dieselbe Zeit muss es auch gewesen sein, als ich mich eines Tages beim Spielen auf den Mittelfinger der linken Hand gepocht hatte. Ich achtete erst wahrscheinlich nicht weiter darauf, als dieser aber heftig zu schmerzen und an der Kuppe zu schwärzen begann, da wurde er im Hause der Stiefgroßeltern in Behandlung genommen. Wochenlang wurde er mit Balsam und einer beißenden Essenz eingeschmiert, aber er wollte nicht heilen. Erst als ein Stückchen Knochen ausgeitert war - wahrscheinlich ein Splitter des äußeren Gliedes - ging es besser, die Wunde heilte zu, die Steifheit des Fingers verlor sich nach und nach, aber das betreffende Glied wurde klumpig und blieb im Wachsen zurück, so dass seit dem der linke Mittelfinger etwas kürzer ist als sein rechter Bruder.

Zwei Jahre später erlitt ich mit dem Goldfinger derselben Hand einen kleineren Vorfall, der aber bis heute ein Mal hinterlassen hat, doch lag diesmal die Schuld bei dem Dienstmädchen der Großmutter Uebel. Im Hause befand sich eine Schieberolle, und als ich eines Tages beim Wäscherollen mit helfen musste, schob das Mädchen in ihrem Mutwillen einmal so heftig los, dass ich mit der linken Hand in die Rolle kam, wobei mir das obere Glied des Goldfingers gequetscht wurde.

Ein weiterer Fall, der zwar kein Erinnerungszeichen hinterließ, aber recht verhängnisvoll für mein Leben hätte werden können, sei noch erwähnt. Auf dem Markte in Netzschkau standen zwei große Wasserbottiche, einer bei dem Rathause, der andere neben der Linde. Nun hatte ich von größeren Knaben gesehen, wie diese an den Wasserrohr ihren Durst gelöscht; darum kletterte auch ich eines Sonntags vormittags - es war wenige Tage nach dem Tode meines Vaters - an dem unteren Bottich in die Höhe, aber ich bekam beim Trinken das Übergewicht und stürzte in den ziemlich vollen Bottich hinein. Ich gelangte ohne Hilfe wieder heraus, nass vom Fuße bis zum Kopfe wie eine Wassermaus. Das Büblein hat getropfet, doch die Großmutter Uebel hat es nicht geklopft, sondern zog mich aus, packte mich ins Bett und ließ durch

Max Zimmermann bei meiner Stiefmutter ein frisches Hemd holen, doch zur Strafe sollte ich auf Befehl des Herrn Louis Uebel den ganzen Sonntag im Bette zubringen oder im Hemde umhergehen.



Der Netzschkauer Markt zwischen den Jahren 1882 - 1887.

Da mein Vater noch keine Nähmaschine besaß, nach Netzschkau kam die erste am Ende des Jahres 1867 oder anfangs 1868 zu Schneidermeister Anton Kramer, so mussten Frau und Kinder als Hilfskräfte antreten, so auch ich in meinem 6. Jahre. Anfangs musste ich die Reissfäden ausziehen oder Zwirn wickeln, Zwirnrollen wie jetzt gab es damals noch nicht. Als mein Vater sah, dass ich auch Geschick mit der Nadel zeigte, so übertrug er mir bald kleine Nähereien, die sich immer mehr steigerten, so dass ich zuletzt Taschen und Hosenbeine, was nicht so sehr auf Genauigkeit ankam, zusammennähen, Futter anheftete, Knöpfe annähte, selbst Aufhänger anfertigte. Manche Schulkinder blieben am Fenster stehen und sahen mir zu, wenn ich wie ein kleiner Türke mit untergeschlagenen Beinen auf dem Tische saß, um meines Amtes zu walten. Zur Abwechslung musste ich auch als Kindermädchen meine kleine Schwester Marie im Bündel an die Luft tragen, wobei mir es auch einmal passierte, bei einer schlüpfrigen Stelle auszugleiten und den Kot zu messen, doch die Kleine ließ ich nicht fallen. Zu Ostern 1867 war mein Kamerad A. Beckmann in die Schule gekommen, ich hatte noch ein Jahr Zeit, obgleich ich nur drei Monate jünger war wie jener. Nun begann auch für mich noch eine neue Tätigkeit, ich sah diesem bei seinen Schreibübungen nicht nur zu, sondern ich übte mich ebenso, eignete mir auch die Kenntnis der Buchstaben an, wobei ich ein altes Buch meines Bruders benutzte. Mein Vater unterstützte mich bei

meinen Lautierübungen – das Fischbuch für Anfänger war noch nicht eingeführt - aber zum fertigen Lesen brachte ich es noch nicht, manche ältere Schulgenossen, zu denen ich später kam, konnten es auch noch nicht, welche ich sogar infolge meiner Vorübungen bald überflügelte. Bei Schuleintritt konnte ich meinen Namen schreiben.

Auch scheinbar wertlose Dinge können für den Besitzer von hohem Werte sei, besonders wenn an solche sich liebe Erinnerungen Knüpfen. So fand sich unter dem Nachlass meiner Stiefmutter eine alte Briefftasche aus brauner Ledernachahmung. Als mein Schwager, der Mann meiner Stiefschwester Marie, mir diese zeigte, so erkannte ich in derselben die Briefftasche meines Vaters, die ich ihm 1867, als er noch einmal nach Dänemark reiste, auf den Bahnhof nachgetragen hatte, dieselbe, in der sich nach seinem Tode noch 30 Talerscheine vorfanden, wie Herr Popp, unser Hauswirt, festgestellt hatte. Bei der letzten Reise in die Heimat wollte mein Vater mich mitnehmen, um mich einem Schwager daselbst zu bringen, aber meine Stiefmutter redete ihm ab in der Meinung, dass er mich wohl wieder mit zurückbringen würde. Ob ich zu seiner Schwester Maren oder zur Halbschwester Birthe kommen sollte, konnte ich bis jetzt noch nicht feststellen.

Als kleines Erbstück besitze ich noch den Winkel meines Vaters, den er beim Zuschneiden benutzte und der bei der Versteigerung unserer Einrichtung an unsern Hauswirt Herrn Ferdinand Popp gelangt war, von dem ich denselben kurz vor dessen Tod zurückerhalten hatte.

In der Briefftasche bewahre ich seitdem auch ein liebes Andenken auf, ein Bruchstück eines Briefes von meinem Vater zu Anfang des Jahres 1863 an seinen Schwager und seine Schwester geschrieben, wahrscheinlich an Tante Maren, der Mutter von Cousine Hansen in Thoröhuse. Ich erhielt dieses einzig erhaltene Schriftstück meines Vaters im Jahre 1888 von Onkel Peter in Kopenhagen. In demselben erzählt er von seinen Verhältnissen und seiner Familie, wobei er auch mich erwähnt, der ich damals 1 ¼ Jahr alt war. Der Brief ist dänisch, aber in deutscher Schrift geschrieben, die aber jetzt in Dänemark nicht mehr geübt wird, wahrscheinlich eine Folge des Krieges im Jahre 1864, die Druckschrift jedoch erfolgt auch heute noch mit drätschen Lettern. In Übersetzung lautet der Brief:

Lieber Schwager und Schwester!

Es ist nun fünf Jahre her, dass ich von Euch etwas gehört habe, aber Ihr sollt nicht denken, dass ich Euch vergaß, denn da vergeht nicht ein Tag, ohne dass ich an meine Heimat denke. Deinen Brief vom Datum des 17. Jan. 1858 habe ich richtig bekommen und danke ich für die vielen Grüße und Glückwünsche von Euch allen und von Pastor

Erbensen in Flernlöse. Ich bitte Euch zu entschuldigen, dass es so lange gedauert hat, bis Ihr diesen Brief von mir erhaltet, doch die Ursache ist diese: Meine Frau hat die letzten zwei Jahre zu mir gesagt, dass ich sollte machen eine Reise in mein Heim auf Besuch, aber ich habe immer viel Arbeit – mit mir noch einmal, aber ich kann es nicht genau bestimmen, denn der Mensch bedenkt seinen Weg, und der Herr bestimmt seinen Gang; nun wünsche ich dazu Euere Meinung. Jetzt will ich Euch schreiben, wie es geht in meiner Familie und mit mir, und mit meinem auskommen in Netzschkau in Sachsen. Mit meiner Frau bin ich ganz gut zufrieden, ich habe 3 Kinder, das älteste, ein Mädchen, gehet in die Schule und ist 7 ½ Jahre alt, das andere ist ein Knabe, der ist 4 ½ Jahre, und das kleinste auch ein Junge, 1 ¼ Jahre alt. Ich habe auch Heil und Glück mit meinem Geschäfte, viel Arbeit von den vornehmsten Familien in unserer Handelsstadt. Immer habe ich ein, zu mancher Zeit auch zwei Gesellen gehabt, - zu schreiben an mich und lasst mich wissen, wie Du Dich befindest mit Deiner Familie. Lebt mein guter, alter Vater noch, und wie befindet er sich in seinen alten Tagen? Desgleichen meine Mutter und alle meine Geschwister? Wie geht es Peter in Kopenhagen? Ich wünsche zu sehen und zu sprechen ihn und seine Adresse und dann will ich ihm einmal schreiben. Was Neuheiten anbelangt, so weiß ich nichts weiter zu schreiben, doch Bitte ich um deine Adresse.

Nun will ich schließen meinen Brief mit dem Wunsche: Gott schenke Euch allen Glück und Wohlbefinden und ein erfreuliches, neues Jahr! Meine Kinder reden alle Tage vom Großvater in Dänemark. –

Meine Adresse ist:

Schneidermeister H. Petersen in Netzschkau. Vogtland in Sachsen.

Das im vorstehenden Briefe geschilderte Familienglück sollte leider nicht sehr lange Bestand haben. Durch den so frühen Heimgang unserer lieben Mutter 1865 entstand die erste Kluft. Wohl suchte der Vater durch eine zweite Heirat uns Kinder und sich neues Glück zu schaffen, wohl ging es auch anfangs, als aber dann noch ein Schwesterchen eingerückt, dazu die Wohnungsverhältnisse recht beschränkt waren, da sah es die Mutter gerne, dass die ältere Schwester Lina vom Hause wegblieb, was der Vater zwar zugab, jedoch im Herzen nicht gern billigte. Der Krieg 1866 mit der folgenden schweren Zeit machte wohl auch das Leben nicht leicht, aber niemand hätte sicherlich gedacht, dass wir unseren Vater so bald verlieren sollten, um so mehr nicht, da er vorher doch immer gesund gewesen war. Es war am 6. März 1868 am frühen Morgen, als Schwester Lina an das Bette des Vaters, der am Tage vorher krank geworden, mit der Frage trat: „Vater, was fehlt dir nur? Doch nur ein

unvollständiges Lallen desselben statt einer Antwort erfolgte; ein Schlaganfall hatte ihm die Zunge gelähmt. Tante Jugel, die Schwester unserer Mutter, wurde gerufen, die mit der Stiefmutter zusammen ein Bett in der Wohnstube aufschlugen und den Vater aus der Bodenkammer heruntertrugen. Bald kam auch der Mylauer Arzt – Netzschkau hatte noch keinen – der aber beim Fortgehen den Kopf schüttelte, was wohl sagen sollte: Hier ist keine Hilfe mehr möglich. Ehe er am andern Tage wiederkam, hatte der Vater das Zeitliche gesegnet, ohne noch ein Wort mit den Seinen geredet zu haben, doch waren wir Kinder Zeugen seines letzten Atemzuges. Mit seinem Tode erlitt unsere Familie einen so tiefen Riss, der nicht wieder gefüllt werden konnte. Schon am nächsten Tage kam ich für immer aus dem Hause, zunächst zur „Großmutter“ Uebel, einer Schwägerin meines Großvaters gest. 1842, in deren Hause meiner Mutter, die auch mit 11 Jahren die Mutter und mit 16 Jahren den Vater eingebüßt hatte, viel gewesen sein soll. Einige Zeit nach dem Begräbnisse des Vaters kam der Haushalt zur Versteigerung, die Mutter ging später mit ihrer Tochter Marie zu den Eltern zurück, die ihr eine kleine Stube gaben und Bruder Otto fand als Gemeindepflegling Aufnahme bei dem Weber Schneider von der Mühlenstraße. So waren wir vier Geschwister in vier Familien untergebracht, um nie wieder im Leben vereinigt zu werden. Noch einmal fanden wir uns zusammen, am Sarge der verstorbenen Schwester Marie.

Anmerkung zu seinem Vater Hans Petersen:
Geboren 1823 auf der dänischen Insel Rünen als 1. Sohn des Gutsbesitzers Peter Persersen und seiner Ehefrau Birte Petersen, erlernte in Turug bei Assens das Schneiderhandwerk, ging dann auf die Wanderschaft nach Schleswig – Holstein, weiter nach Preußen und Sachsen, bis er sich schließlich erst in Mylau und dann in Netzschkau niederließ, sächsischer Untertan, Bürger und Meister wurde und sich verheiratete mit der Bürger- und Meisterstochter Karolin Uebel.

Im Jahre 1867 reiste er noch einmal in seine Heimat, hob sein mütterliches Erbteil daselbst ab, um in Reichenbach und Netzschkau seine Lieferanten bezahlen zu können. Es waren für ihn nach dem 66er Kriege schwere Zeiten gewesen, wenig Arbeit und dazu säumige Zahler, was wohl auch eine Ursache zu seinem Tode gewesen sein mag. Nach einem Geschäftsgange traf ihn daheim der Schlag, worauf zwei Tage danach der Tod ihn erlöste, am 7. März 1868.

Ein Bild von unseren Eltern besitzen wir leider nicht, doch der Vater steht mir noch gut vor dem geistigen Auge; auch soll eine Photographie meines Onkels Peter in Kopenhagen nach Aussage von Zeitgenossen, die meinen Vater gut gekannt, eine große Ähnlichkeit mit ihm aufweisen. Infolge seiner Länge und Schlankheit wurde er vielfach nur

„der lange Däne“ genannt. Seine Länge fiel wohl auch deshalb besonders auf, da er sehr enge Beinkleider und keine Weste trug; jedoch für den Winter besaß er einen Überzieher. Der Besitz eines solchen war damals nicht so allgemein wie jetzt. Eines Hutes kann ich mich nicht entsinnen, wohl aber einer seidnen Mütze. Das Gesicht ließ er sich wöchentlich mehrmals rasieren bis auf einen kleinen Kinnbart, wie ihn vielfach die Leute seiner Profession trugen. Er führte ein kleines Birkenrindedöschen, so niedlich, dass er kaum mit den Fingern hineingelangen konnte, wenn er von Zeit zu Zeit eine Prise nahm, doch nicht zu häufig, denn ½ Lot Schnupftabak reichte ziemlich lange. Klein, aber fein, wenig, aber gut, schien sein Wahlspruch zu sein. Er sprach nicht den vogtländischen Dialekt, sondern schriftgemäß mit dem scharfen S und nicht Sch, nicht Schein, sondern Stein, und wie er schrieb, das zeigt der hinterlassene Brief. Bei Vornehm und Gering schien er beliebt zu sein, auch bekannt in der Umgegend, wie seine Kundschaft es zeigte, jedenfalls war er durch seine Berufstätigkeit, wie durch seine Reiserfahrungen für viele ein gutes Vorbild. Sonntags ging er mit uns wohl öfters spazieren, so nach Foschenroda, nach Lambzig, nach Limbach, wie ich mich entsinnen kann.



Friedrich Wilhelm Uebel **Karoline Wilhelmine Uebel, geb.**
Sünderhauf
1792 – 1862 **1802 – 1875**

In dankbarer Anerkennung gedachte ich immer und gedenke ich noch jetzt gerne der 7 Monate meines Lebens, die ich bei Frau Karoline verw. Uebel verleben durfte. Einmal übte in Umgang in deren Hause und der Verkehr mit den dazugehörigen Familien einen guten Einfluss auf mich aus, zum anderen blieb ich auch in der Folgezeit mit den Herren Gebr. Uebel in gewisser Verbindung, die dann durch meine Unterbringung im Seminar zu Plauen für meine Zukunft sorgten, während ich andernfalls als Fabrikarbeiter oder als Handwerker, vielleicht als Schneider oder Tischler, mein Brot hätte verdienen müssen. Die Wohnung der Großmutter Uebel befand sich im Erdgeschoss ihres Hauses am Markte (*Sparkasse*), der Linde gegenüber. Von der Küche aus kam man in die Wohnstube, von dieser aus in die große, gute Stube oder in den Schlafraum, in dem 3 Betten standen,

eins für die Großmutter, eins für das Mädchen und mich, das dritte als Reserve. Außerdem gehörten noch einige Räume dazu, wovon einen zurzeit Herr Weidling bewohnte, der spätere Prokurist der Firma Gebr. Uebel. Eine Treppe hoch wohnte Herr Wilhelm Uebel, der kinderlos, eine Waise, Laura Müller, eine frühere Nachbarstochter von uns, als Pflegetochter für immer angenommen hatte. Neben der Fabrik wohnte Frau Emilie Zimmermann, geb. Uebel, desgleichen Herr Louis Uebel, im Rathause Frau Anna Kessler geb. Uebel, in Lengenfeld Frau Marie Strunz geb. Uebel, Frau Karoline Friedrich geb. Uebel, ebenso Herr Ökonom Karl Uebel lernte ich damals nicht kennen. In den Ferien war Familie Schuldirektor Strunz mit drei Kindern zu Besuch, häufig kamen Otto, Max und Bruno Zimmermann ins Haus, da diese im Schweinestalle der Großmutter eine Karnickelzucht unterhielten. Jene brauchten mich öfters bei der Versorgung des nötigen Futters, besonders, wenn es galt, den Heuboden des Onkels Wilhelm zu erleichtern, wofür ich auch einige Male nicht ungestraft blieb. Großmutter Uebel wusste mich immer zu beschäftigen, selbst Waschflecke aus Flanell für die Töchter musste ich nähen, dazu Rockanhänger für Schneider Kramer; schließlich schickte sie mich zur Witwe Hascher am Markte, um bei dieser das Spulen zu erlernen. Meine Schulaufgaben waren ihr vielfach zu schnell gefertigt, weshalb sie mir öfters Sonderaufgaben stellte. Sie war trotz ihres Alters noch eine ansehnliche Erscheinung, wohl auch in der Stadt die einflussreichste Frau; viel Besuch brachte Leben und Abwechslung ins Haus. Kurz vor meiner Konfirmation folgte sie ihrem schon viele Jahre ruhenden Gatten und wurde diesem in der Familiengruft beigesetzt.



Links das Gebäude Markt 7, errichtet 1859, Vorgängerbau der Sparkasse und gehörte zu jener Zeit der Familie Uebel.

Vielleicht ist es auch interessant zu erfahren, wie es vor 60 Jahren, zu der Zeit des schweren Jahres, als unsere Familie durch den Tod des Vaters zur Auflösung kam, in meiner Heimat Netzschkau aussah. Wie überall, so sind auch hier, besonders im Inneren und im Äußeren der Stadt große Veränderungen vorgegangen. Teils durch Brände, teils durch Zunahme der Bevölkerung machten sich

Neubauten notwendig, die der Stadt ein anderes Bild gaben. Der Markt war bedeutend kleiner. Das Rathaus nebst fünf anderen Häusern wurde nach dem großen Brand 1887 nicht wieder an derselben Stelle aufgebaut. Überhaupt stehen von den Häusern damals nur noch die an der Rathausseite und auch diese nicht mehr alle in der einstigen Gestalt. So ist durch Umbau zweier Häuser das neue Rathaus entstanden; ebenso gab es dort nur die Läden von Horlbeck und Bauer. Das Haus neben dem Gasthause „Zum Löwen“ (*Mylsruer Strasse 1*) stand auch schon, aber ohne Laden, wenn auch ein Fleischer darin sein Geschäft hatte.



Das Gebäude der Fleischerei Petzold neben dem heute nicht mehr stehenden Gasthaus „Zum Löwen“.

Alle Gebäude sonst am Markte sind durch mehrere Brände vernichtet und durch Neue ersetzt worden, desgleichen die an der unteren Schlossstrasse und der jetzigen Bahnhofstraße, die damals im Volksmund „Nabelgasse“ hieß. Fünf Bauerngüter waren dabei an der ersteren die von Zöphel, Pfeifer und Carl, an der letzteren die von Karig und Mitlacher. Zwei Gässchen fielen aus, und die beiden großen Wasserbottiche auf dem Markte verschwanden ebenfalls. An der Seite der Schulgasse, wo die beiden Volksschulen stehen, gab es nur das Kantorat mit dem Schulzimmer für die beiden oberen Knabenklassen, die Kantor Holzmüller unterrichtete. Am Markte befanden sich außer den genannten zwei Läden noch ein Materialwarenladen im Rathause von Kessler, ein solcher von Karig und ein Schnittwarengeschäft von Schramm. Alle Häuser besaßen ein Erdgeschoss und ein Obergeschoss ohne Erker oder Ausbau und deren Bewohner versorgten sich in der Hauptsache mit Wasser aus zwei großen Bottichen

oder öffentlichen Pumpbrunnen. Die obere Schlossstrasse ist teilweise etwas verbreitert worden, die Lina-Neubert-Straße (*Andreas-Schubert-Strasse*), erst viel später so benannt, war nur auf der linken Seite nach der Schlossstrasse zu mit kleinen Häusern bebaut, rechts standen oberhalb der Mühlenstraße drei Scheunen (Reißmanns Villa), etwas weiter unten links lag ein Teich, dann begann mit dem Poller'schen Hause die Mühlenstraße, die aber wegen ihrer Steigung und Enge der Seufzengraben, meist aber Saugraben genannt wurde. Am Markte ging ab die Plauensche Straße, von dieser rechts der Totenberg nach dem Friedhofe, weiter ein Gässchen bei Gauls Appretur, zuletzt die Wilhelmstraße (*Strasse der Einheit*), der „Obere Winkel“ mit dem Wege nach dem Turnplatze, der jetzt bebaut ist.



Links das Eckgebäude Plauener Straße und Straße der Einheit, 1912 abgebrannt und durch die Familie Glänzle neu errichtet.

Auf der linken Seite der Plauenschen Straße ging ab ein unbenanntes Gässchen, dann die Hohle Gasse. Ein beschwerlicher Weg für die Ziegelfuhren die von der Carl'schen Ziegelei in der Nähe des Limbachs und der Papiermühle die Ziegel zu holen hatten. Am Ausgange der Plauenschen Straße standen nur rechts einige Häuser und links etwas abseits nach der Hohlen Gasse zu die „Kaserne“, eine frühere Scheune des Dietz'schen Anwesens, die der Herbergsvater Beckmann so umgebaut hatte, dass sie als größtes Wohnhaus der Stadt 12 Familien beherbergte. Außer der Wilhelmstraße, der alten Bahnhofstraße (*Strasse der Einheit*), führte nach dem Bahnhofe vom Markte weg die Nabelgasse, links drei Häuser und eine Scheune aufweisend, rechts aber voll ausgebaut. In der Nähe des Bismarckplatzes standen dicht beisammen mehrere kleine Häuser, darunter das Armen- und das Krankenhaus. Am Bahnhofe, jenseits der Bahn stand die Sonntag'sch Fabrik, diesseits die der Gebr. Uebel. An dem Thüringer Hof, früher die Bahnhofswirtschaft mit der Signalglocke, gegenüber ein Geschäftshaus, führte der Weg nach dem Schießhause vorbei, an dem links eine große Hohle lag und zwei mächtige Pappeln standen, aber kein Wohnhaus. Von der unteren Seite des Marktes führte ein schmales Gässchen an der alten Pfarre

vorbei, teils nach dem Gruschwitz'schen Bauerngute, teils nach der Brauerei an dem später angelegten Parke, links an der Sandgrube hin und den Abhang hinab zur Sturhan'schen Färberei, von dem nur das Wohnhaus noch steht. Gegenüber lag eine Wiese, die der Mühlgraben zur Kunstmühle von Ketzels durchschnitt, in dem wir Kinder zur Sommerzeit badeten.



Die alte Ketzelsmühle mit Brotbäckerei und Scheune, abgebrannt im Jahr 1883.

Weiter ging vom Markte noch die Mylauer Straße, von dieser rechts der Weg nach dem Dietzsch'en Gute und dem Jungfernbrunnen, links der Weg zum Mylauer Berge. Gegenüber dem „Löwen“ standen zwei Häuser, unterhalb schon die alten noch stehenden, ebenso einige oberhalb des Farbteiches am Mylauer Berge. Alle Straßen bzw. Gassen waren ohne Schilder, teilweise ohne Namen, ebenso fehlten die Laternen und meistens auch die Schleusen. Das Schloss des Grafen von Schönburg – Glauchau hatte als Bewohner nur den Schlossgärtner. Erst einige Jahre später wurde es wieder wohnlich eingerichtet und im Sommer einige Wochen von der gräflichen Familie bewohnt und nach dem Tode des alten Grafen von der Erbin Elisabeth auf längere Zeit. Die Gutswirtschaft verwaltete der Amtmann Kühn, die umfangreiche Waldung der Jäger Weidlich. –

Die Verwaltung der Stadt lag hauptsächlich in den Händen des Bürgermeister Wagner, einem früheren Webermeister, der die Steuern abholte und der als Polizei einen Nachtwächter und einen Reichenbacher Gerichtsdienner, der in Netzsckau wohnte, zur Unterstützung hatte. Eine Sparkasse gab es noch nicht, ebenso kein Schulgebäude. Zu

diesem fand erst 1869 die Grundsteinlegung statt. Bis dahin dienten neben dem Kantorate vier gemietete Zimmer den zehn Schulklassen als Schulraum, eins im Rathause, eins im Carl'schen, eins im Sonntag'schen und eins im Zimmermann'schen Hause (obere Schlossstrasse). Als Lokalschulvorstand amtierte Schlossprediger Schmidt, dann Diemel. Die Hauptbeschäftigung der Bewohner bestand in Handweberei, zumeist für auswärtige Firmen, z.B. Reichenbacher und Meeraner, die hier Faktore hielten. An anderen Handwerkern gab es **6 Bäcker** (2 x Haupold, Pfeifer, Weidenmüller, Albert, Zehrer); **8 Fleischer** (Singer, Baumgärtel, Schürer, Muck, Pfeifer, Möckel, Freund, Voigt); **7 Schneider** (2 x Spranger, 2 x Kramer, Irmer, Poller, x); **7 Tischler** (2 x Hascher, Hofner, Forbriger, Enderlein, Neidhardt, Striechler); **8 Schuhmacher** (2 x Taubert, Habermann, Dölz, Heber, Meier, Rahmig, x); **2 Schmiede** (Hildebrand, Pfabe); **2 Stellmacher** (Schneider, Kießling); **2 Blattbinder** (2 x Reißmann); **7 Gastwirte** (Singer, Bauer, Kessler, Beckmann (Pinks), Tröger, Krauß, Schürer); **1 Maurermeister** (Drechsel); **1 Zimmermeister** (Fugmann); **1 Brauer** (Klemm); **1 Sattler** (Nestler); **1 Böttcher** (Knorr); **3 Glaser** (2 x Kunze, x); **2 Schieferdecker** (Schneider, Pietzsch); **2 Klempner** (2 x Baumann); **1 Barbier** (Lehmann); **1 Uhrmacher** (Junge); **1 Gärtner** (Wellyscheck); **1 Schlosser** (Anger); **1 Seiler** (Fischer); dazu **Musiker** im Nebenberuf (Lenk, Geger, 2 x Oettel, Ritter, Hornfischer, Pietzsch,

Neubert, Horlbeck, Beier, Krauß (Tambour)); **Materialwarenhändler** (Kessler, Bauer, Franke, Beier, Krauß, Stark, Pinks, Wolf, Poller, Lorenz); **Landwirte** (Carl, Pfeifer, Zöphel, Gruschwitz, 2 x Dietzsch); **Fabrikbesitzer** (Gebr. Uebel, Sonntag); **Spinnereibesitzer** (Zimmermann); **Färbereibesitzer** (Sturrhahn); **Mühlenbesitzer** (Ketzler); **Papiermüller** (Dotzauer); **Appreturbesitzer** (Gaul); **Schnittwarenhändler** (Schramm); **Fabrikanten** (2 x Popp, Zimmermann), **Beamte** (Bürgermeister, Nachtwächter, Totengräber, Leichenfrau, 2 Hebammen); **Bahnbeamte** (1 Inspektor, 1 Assistent, 1 Bodenmeister, 1 Frachtbriefträger, Bahnwärter (Olscher, Leonhardt, Schneider, Jahn, Fritzsche), 1 Bahnmeister (Beyer)); **Post** (1 Sekretär, 1 Briefträger); **1 Schloßprediger** (Schmidt); **Lehrer** (Kantor Holzmüller, Friedrich, Günther, Theilig, Schaller); **2 Straßenwärter**.

Die Handwerker waren zu einer Innung vereinigt, deren Obermeister das Handwerk abhielt, wobei vor offener Lade die Gesellen zu Meistern, die Lehrlinge zu Gesellen gesprochen wurden, die Steuern kassierte und beim Tode eines Mitgliedes die Träger rufen ließ. Als Bürger bedienten sie ferner die beiden Spritzen, die im Schlosse standen und alljährlich einmal auf dem Markte geprobt wurde, wobei es nach Schiller ging: „Durch der Reifen lange Kette um die Wette fliegt der Eimer. Hoch im Bogen spritzen Quellen Wasserwogen.“ Bei einem Gewitter mussten sich die jüngsten Bürger als Feuerwehr versammeln.